

Max Frisch Du sollst dir kein Bildnis machen

Max Frisch, geboren 1911 in Zürich in der Schweiz und 1991 dort gestorben, war ursprünglich Architekt. Schon früh beginnt er mit seiner literarischen Tätigkeit, die sich aber erst nach einer Studienreise nach Amerika und Mexiko zum selbständigen Beruf entfaltet. In unterschiedlichen literarischen Formen wie Drama, Roman, aber auch Tagebuchaufzeichnungen wird sein Anliegen deutlich: Immer stehen Menschen im Mittelpunkt, die um ihre Identität ringen in der Auseinandersetzung mit Partnern, mit Freunden, mit der Gesellschaft, insbesondere aber mit sich selbst. Dabei bietet Frisch keine bequemen Lösungen an: Auf der Suche nach sich selbst hinter der von außen zugeordneten Rolle verfehlen seine Figuren oft ihre Selbstverwirklichung und werden schuldig an ihrer Umgebung.

Der erste der beiden ausgewählten Texte, die sich mit der Frage nach der Erfassbarkeit des anderen auseinandersetzen, ist dem Tagebuch 1946-1949 entnommen. Frischs Aufzeichnungen erscheinen 1950 und dokumentieren seine Reisen durch das vom Krieg gezeichnete Europa, haben aber zugleich literarischen Anspruch und erweisen sich als schriftstellerischer Steinbruch, in dem die Probleme späterer

Werke bereits angedacht werden. Die Überlegungen zur Bildnisproblematik bleiben aber noch theoretischer Art und plädieren für eine Offenheit in der Beziehung zweier Liebender: Liebe kann nur existieren, wenn beide Partner bereit sind, die Wandlungen des jeweils anderen mitzuvollziehen. Und um dies zu »leisten«, bedarf es wiederum der Liebe. Diese Zusammenhänge entfaltet Frisch später konkret in seinem Roman *Stiller* (erschienen 1954), dem der zweite Text entnommen ist. Die Hauptperson Anatol Stiller kämpft um ihre subjektive und gegen ihre objektive Identität, um gegenüber ihrer Umgebung eine Wandlung in Persönlichkeit und Lebensentwurf deutlich zu machen. Stiller selbst und seine Beziehung zu Julika, seiner Frau, scheitern aber an mangelnder Selbstannahme, an Rollenzuweisungen und Konventionen, an der Unfähigkeit zur Kommunikation, letztlich an der Bildnisproblematik.

Der erste Textauszug ist entnommen aus: Max Frisch, *Tagebuch 1946-1949* © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1950; der zweite, kurze Abschnitt stammt aus Max Frisch, *Stiller* © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1954.

Es ist bemerkenswert, daß wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, daß sie uns in der Schwelge des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, daß jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und daß auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, daß wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertigwerden: weil wir sie lieben; solange wir sie lieben. Man höre bloß die Dichter, wenn sie lieben; sie tapfen nach Vergleichen, als wären sie betrunken, sie greifen nach allen Dingen im All, nach Blumen und Tieren, nach Wolken, nach Sternen und Meeren. Warum? So wie das All,

wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles Möglichen voll, aller Geheimnisse voll, unfaßbar ist der Mensch, den man liebt –

Nur die Liebe erträgt ihn so.

Warum reisen wir?

Auch dies, damit wir Menschen begegnen, die nicht meinen, daß sie uns kennen ein für allemal; damit wir noch einmal erfahren, was uns in diesem Leben möglich sei –

Es ist ohnehin schon wenig genug.

Unsere Meinung, daß wir das andere kennen, ist das Ende der Liebe, jedesmal, aber Ursache und Wirkung liegen vielleicht anders, als wir anzunehmen versucht sind – nicht weil wir das andere kennen, geht unsere Liebe zu Ende, sondern umgekehrt: weil unsere Liebe zu Ende geht, weil ihre Kraft sich erschöpft hat, darum ist der Mensch fertig für uns. Er muß es sein. Wir können nicht mehr! Wir künden ihm die Bereitschaft, auf weitere Verwandlungen einzugehen. Wir verweigern ihm den Anspruch alles Lebendigen, das unfaßbar bleibt, und zugleich sind wir verwundert und enttäuscht, daß unser Verhältnis nicht lebendig sei.

»Du bist nicht«, sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte: »wofür ich dich gehalten habe.«

Und wofür hat man sich denn gehalten?

Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immerhin ist, ein erregendes Rätsel, das auszuhalten wir müde geworden sind. Man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat.

Man hat darauf hingewiesen, das Wunder jeder Prophetie erkläre sich teilweise schon daraus, daß das Künftige, wie es in den Worten eines Propheten erahnt scheint und als Bildnis entworfen wird, am Ende durch eben dieses Bildnis verursacht, vorbereitet, ermöglicht oder mindestens befördert worden ist –

Unfug der Kartenleserei.

Urteile über unsere Handschrift.

Orakel bei den alten Griechen.

Wenn wir es so sehen, entkleiden wir die Prophetie wirklich ihres Wunders? Es bleibt noch immer das Wunder des Wortes, das Geschichte macht: –

»Im Anfang war das Wort.«

Kassandra, die Ahnungsvolle, die scheinbar Warnende und nutzlos Warnende, ist sie immer ganz unschuldig an dem Unheil, das sie voraussagt?

Dessen Bildnis sie entwirft.

Irgendeine fixe Meinung unsrer Freunde, unsrer Eltern, unsrer Erzieher, auch sie lastet auf manchem wie ein altes Orakel. Ein halbes Leben steht unter der heimlichen Frage: Erfüllt es sich oder erfüllt es sich nicht. Mindestens die Frage ist uns auf die Stirne gebrannt, und man wird ein Orakel nicht los, bis man es zur Erfüllung bringt. Dabei muß es sich durchaus nicht im geraden Sinn erfüllen; auch im Widerspruch

zeigt sich der Einfluß, darin, daß man so nicht sein will, wie der andere uns einschätzt. Man wird das Gegenteil, aber man wird es durch den andern.

Eine Lehrerin sagte einmal zu meiner Mutter, niemals in ihrem Leben werde sie stricken lernen. Meine Mutter erzählte uns jenen Ausspruch sehr oft; sie hat ihn nie vergessen, nie verziehen; sie ist eine leidenschaftliche und ungewöhnliche Strickerin geworden, und alle die Strümpfe und Mützen, die Handschuhe, die Pullover, die ich jemals bekommen habe, am Ende verdanke ich sie allein jenem ärgerlichen Orakel!...

In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die andern in uns hineinsehen, Freunde wie Feinde. Und umgekehrt! auch wir sind die Verfasser der andern; wir sind auf eine heimliche und unentrinnbare Weise verantwortlich für das Gesicht, das sie uns zeigen, verantwortlich nicht für ihre Anlage, aber für die Ausschöpfung dieser Anlage. Wir sind es, die dem Freunde, dessen Erstarrtsein uns bemüht, im Wege stehen, und zwar dadurch, daß unsere Meinung, er sei erstarrt, ein weiteres Glied in jener Kette ist, die ihn fesselt und langsam erwürgt. Wir wünschen ihm, daß er sich wandle, o ja, wir wünschen es ganzen Völkern! Aber darum sind wir noch lange nicht bereit, unsere Vorstellung von ihnen aufzugeben. Wir selber sind die letzten, die sie verwandeln. Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unsres erstarrten Menschenbildes ist, unser Erzeugnis, unser Opfer.



Man kann alles erzählen, nur nicht sein wirkliches Leben; – diese Unmöglichkeit ist es, was uns verurteilt zu bleiben, wie unsere Gefährten uns sehen und spiegeln, sie, die vorgeben, mich zu kennen, sie, die sich als meine Freunde bezeichnen und nimmer gestatten, daß ich mich wandle, und jedes Wunder (was ich nicht erzählen kann, das Unaussprechliche, was ich nicht beweisen kann) zuschanden machen – nur um sagen zu können: »Ich kenne dich.«